

Der Normalmensch.

Eine wahre Geschichte von A. J. Morimann.

Der letzte schneereiche Winter hätte beinahe die letzte ehrgierige Hoffnung meines Freundes Jeremia Hopfenhuber zerstört.

Denn Hopfenhuber, sonst ein braver Mensch und noch nicht vorbestraft, ist ehrgierig. Und da er zum Feldherrn ungefähr so viel Talent hat wie ein englischer General, zu Heldenthaten so viel Muth wie ein englischer Prinz, da es ihm zum Dichten an der Gabe fehlt, sei es ungerne, sei es gereimt zu phantastieren, da er nicht einmal über jenes geringe Maß von Weisheit verfügt, das nach Drenthina hinreichend, um als Staatsmann die Welt zu regieren, so hat sein Ehrgeiz eine ganz moderne Richtung genommen.

Die „Schildwacht“ hat es ihm angethan!

Wer kennt nicht die Schildwacht? Es ist wie Jedermann weiß, die Wochenschrift, die sich die Aufgabe gestellt hat, ihren Lesern nicht bloß dieses oder jenes, nicht das Eine und das Andere, nicht wenig oder viel oder sehr viel, sondern einfach Alles in Wort und Bild vor Augen zu führen: den Feldherrn, der die letzte große Schlacht in Indien verloren und den einen Todten, den die große Schlacht gelostet hat, den Theaterdichter, der den letzten Durchfall erlitten hat, und die Inhaber von Freiwirtschaft, die diesem Durchfall beigemohnt haben, den Kohlenhändler, dessen Pferd fast von der elektrischen Bahn überfahren worden wäre, die Direktoren der Kohlenbergwerke, aus denen dieser seines Roffes Unfall über Nacht berüchtigt geworden Mann seine Kohlen bezieht, die Aufsichtsratsmitglieder der Wagenbau-Aktiengesellschaft, die ihm jezt seinetwegen Schaden genommenen Wagen gebaut hat, ferner den berühmten Dichter Wimmermeier Lünebude (der zur Hochzeit des ältesten Sohnes des Kohlenhändlers das sinnige Gedicht gefertigt hat), in Seiten- und Vorderanhang, dichtend an seinem Schreibische, Familienleben über den Kreis der Seinigen, philosophisch tauschend in seinem Götzen, zur Kneipe wandelnd allein, aus der Kneipe kommend in Gesellschaft seiner Freunde

— mit einem Worte Alles, was es nur Aufzuzählendes auf Erden giebt — Alles, was das unscheinbare, aber furchtbare Wörtchen Alles umfaßt.

Jeremia Hopfenhuber, ein begeisterter Abonnent der „Schildwacht“, wurde also bald von dem Ehrgeiz erfaßt, auch sich theils allein, theils im Kreise seiner Familie, theils in Gesellschaft seiner Freunde, dem nach Millionen zählenden Leserkreis der Schildwacht vorgeführt zu sehen.

Die erste Idee, auf die mein Freund verfiel, gereicht seinem Muth zu der höchsten Ehre; er wollte durch einen persönlichen Unfall die Anwartschaft auf die Schildwacht — Unsterblichkeit erwerben und entwickelte dabei eine Erfindungsgabe, die um so preiswürdiger erscheint, als Hopfenhuber Alles vermeiden wollte, was eine wirkliche Lebensgefährdung bedingte. Er stellte sich Radfahrerinnen in den Weg, sprang von elektrischen Bahnen ab, kreuzte unmittelbar vor schnellfahrenden Droschken die Straße, ließ in die Städte und Schirme hinein, die wagerecht hinten hinaus zu tragen und mehr zu eignen als zur Beflüchtigung ihrer Nebenmenschen in lebensgefährlichen Stößen und Schwingungen zu bewegen die lebenswürdige Eigenschaft vieler sonst einflüchtigen Greise und verkrüppelten Junglinge ist. Aber bedauerlicherweise wurden seine Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt. Glücke schmerzlich aber unglückliche Puffe und Stöße, wiederholte, nicht durchweg den Knägelischen Vorschriften entsprechende Ermahnungen der Richter, ebenso geartete Komplimente der Radfahrer, ausnahmsweise auch hie und da lauerische Entschuldigungen, und schließlich bedenkliches Aufmerksamwerden der Polizei, das sich in Form einzelner Strafmandate kundgab, das war Alles, was mein ehrgieriger Freund davontrug.

Es würde zu weit führen, hier Alles mitzutheilen, was Hopfenhuber sonst noch anstiftete, um durch die „Schildwacht“ berüchtigt zu werden.

Als gar nichts half, kam Hopfenhuber in heller Verzweiflung zu mir, um meinen Rath einzuholen, da er mir als Journalist und Romanschriftsteller eine große Erfindungsgabe zutraute. Nachdem er mir die Urliche seiner Leiden mitgeteilt hatte, fing ich an nachzudenken und dann ein ganzes Füllhorn weißer Rathschläge über ihn auszusütten. Alle auf eheliche Verhältnisse bezüglichen Ideen — silberne Hochzeit, Wasserfahrt über fünf Knaben oder zehn Mädchen u. dgl. — war leider ganz ausgeschlossen, da Hopfenhuber nie verheiratet gewesen war.

Ich fragte ihn also zunächst, wie lange er schon eine Wohnung inne habe, ohne getheilt worden zu sein; er war aber innerhalb dreier Jahre siebenmal getheilt worden, konnte also weder als langjähriger Nichtgetheilter illustriert werden, noch, da er doch mindestens zehn Jahre warten mußte, um den 25. Geburtstag zu erleben, so rasch zur Berühmtheit gelangen, wie er wünschte.

Der Gedanke, in allen Lotterien Deutschlands dieselbe Nummer zu spielen, war unausführbar, denn dazu hatte Hopfenhuber nicht die Mittel.

An demselben Uebelstand scheiterten die Projekte, auf jeder deutschen Pferdebahnstrecke wenigstens einmal zu fahren oder in jeder Bahnhofs-Restaurations ein

Butterbrot mit Schinken oder Limburger Käse zu verpeisen und dazu einen Kümmerl zu trinken.

Außerordentlich verlockend war die Idee, sich eine Bibliothek anzuschaffen und bei dem hundertsten Buche, das zu diesem Zwecke erworben wurde, das Porträt des neuen „Maccenas“ machen zu lassen; aber Hopfenhuber war ein zu guter Deutscher, um nicht bei dem verwegenen Gedanken des Antauchs einer eigenen Bücherei ein so heftiges Grauen zu empfinden, daß davor sogar der Wunsch, berüchtigt zu werden, zurücktreten mußte.

Andere Mittel, die sicher zum Ziele führen mußten, wie z. B. 10 Jahre lang Kaffee derselben Mischung mit Milch von derselben Milchfrau und Semmeln von demselben Bäcker zu genießen, oder jeden Mittag Kalbschmalz und jeden Abend eine Kalbschale zu essen, hatten den Nachtheil, daß sie eben 10 Jahre in Anspruch nahmen, und so lange wollte Hopfenhuber nicht warten.

Run war er allerdings dadurch merkwürdig, daß er weder einen Orden noch einen Titel hatte, aber die Redaktion der „Schildwacht“ hatte einmal in einer Anwendung vernünftiger Laune erklärt, daß wir nicht in Frankreich lebten, wo ein Mensch ohne Ordensauszeichnung ein durchaus unvorstellbares Ding plattester Unmöglichkeit wäre, und daß andererseits doch zu viele Deutsche ihr Leben dahin schleppen, die nicht einmal den Titel Kommissions-, geschweige denn Rechnungsath führten, als daß sie alle diese beauerntwerthen Geschöpfe in ihre Gallerie aufnehmen könnte; vielleicht später einmal, wenn es mit der Schaffung neuer Orden, Titel, Ligen, Schminnen u. dgl. eben so schwinghaft weiterginge wie jezt, aber vorläufig noch nicht. Und also war es auch damit Effig.

Aber meine Erfindungsgabe war immer noch nicht erschöpft und ich holte nunmehr meine beste und genialste Idee hervor. Hopfenhuber sollte versuchen, auf irgend einer Ausstellung jener berühmten hunderttausend Besucher zu werden, dem so viele Ehren und Geschenke zu Theil wurden. Das war ein ganz ausgezeichnetes und unschätzbare Mittel, das Hopfenhuber berühmt machen mußte, wenn ...

Ja, wenn! Wenn es nicht auch hierbei ungezählte Wem's gegeben hätte! Es wollte trotz der sinnreichsten ausgeklügelten Vorbereitungen und Vorichtsmäßigkeiten Hopfenhuber niemals gelangen, genau der hunderttausend Besucher einer Ausstellung zu werden, wenn er auch wiederholt hart daneben traf; niemals habe ich ihn während der Ausstellung, als an dem Tage, da das Glück hatte, das Willei seines Vormannes als Nummer 99,988 zu erkennen und er nunmehr, seiner Sache sicher, aber nicht eben so sicher in der Kritik, elf Billets forderte; zu spät entdeckte er seinen Irrthum und zog mit den Nummern 99,989—99,999 ab, während sein nächster Hintermann, mit Zubelfanfanten begrüßt, einrückte; darüber geriet er in solche Wuth, daß er einen bösrartigen Standal inszenirte, und es nur der milden Auffassung des Schöpfungsgeschichtes zu verdanken hatte, daß er mit einer Geldstrafe davonkam, anstatt für einige Tage in die äußerste Finsternis gestochen zu werden, wo Heulen und Zähneklappern herrscht.

Als die „Schildwacht“ mit dem Bildnis des hunderttausendsten Besuchers herauskam, eines Schlächtergesellen, dessen höchst interessante Biographie außerdem mit den Porträts der würdigen Erzeuger des begabten Wunderkinde und seines Schatzes — einer zwar nicht schönen, aber dafür um so leichtsinnigeren Kellnerwätherin — geschmückt war, da mußte man alle Schußwaffen, Stride und schneidenden Werkzeuge von Hopfenhuber entfernt halten; denn er brütete ernstlich über Selbstmordgedanken. Ich aber las das wunderwolle Blatt weiter, das den Geschmad der deutschen Lesewelt so erfolgreich auf ganzlich veränderte Grundlagen gestellt und segreich den Nachweis geführt hat, daß nichts geschmackvoller ist als die absolute, durch keinen milderen Umstand beeinträchtigte Geschmadlosigkeit; meine Kundbauer wurde belohnt, denn eines Tages stieß ich in einer aus der Feder des Chefredakteurs geflossenen Schilderung Münchens, wo er sich auf der Durchreise genau zwölfeinhalb Stunden aufgehalten hatte, auf folgenden Satz, bei dem ich — natürlich nur figurlich gesprochen — die Ohren spitzte:

„Noch schlimmer als in Berlin ist die Jubelerei in München; man könnte denjenigen als einen phänomenalen Menschen betrachten, der irgend eine längere Strecke innerhalb der Stadt an hundert aufeinander folgenden Tagen genau in derselben Weise zurückzulegen vermöchte, ohne ein einziges Mal durch einen Bau, oder eine Kanalisierung oder eine Neupflasterung zu einem längeren Umwege gezwungen zu werden.“

Spottnützlich kannte ich mit dem kostbaren Blatte zu Hopfenhuber, der am Kindermarkt wohnt. Er war bleich und mager geworden, seitdem ich ihn zuletzt gesehen hatte; getäufelter Ehrgeiz untergrub seine Konstitution. Aber meine frohe Botschaft goß neues Blut in seine Adern; diesmal konnte er sein Ziel nicht verfehlen. Das Bild des Mannes, der vollbrachte, was nach der Ueberzeugung des hochachtbaren Redakteurs der „Schildwacht“ unmöglich war, mußte in diesem herrlichsten aller Blätter erscheinen. Um jedoch ganz sicher zu gehen, telegraphirten wir an die Redaktion und erhielten folgende Antwort:

„Wenn Herr Hopfenhuber an hundert aufeinanderfolgenden Tagen jeden Morgen um 8 Uhr vom Kindermarkt über den Marienplatz an der linken Seite der Dieners-, Residenz- und Ludwigstraße, des Mar-Josefs- und Obensplatzes bis zum Siegesthor hin- und ebenso zurückwandert, so vollbringt er eine so wunderbare That, daß wir sie durch Aufnahme seines Bildes in unser Blatt feiern und „urbi et orbi“ verkünden werden. Wir bitten um rechtzeitige Ueberlieferung der Photographie, Biographie und Genealogie.“

Siegesthor trat Hopfenhuber seine täglichen Wanderungen bis zum Siegesthor hin und nach dem Kindermarkt zurück an. Schwierigkeiten gab es für ihn nicht; keines Plasterers oder Kanalbauers tonabische Höflichkeit lenkte ihn von seinem Pfade ab, keine der zahllosen und in München so besonders hinreichend ausgebreiteten Schranken an Neubauten genierte ihn, kein Mauergeselle schreckte, keine Mörletträgerin ärgerte ihn, kein noch so tiefer und breiter Graben hielt ihn auf. Mehr als ein vierthundertmal zweifelten wir am Erfolge, aber Hopfenhubers ideale Begeisterung überwand alle Hindernisse.

Aber das Verhängniß nahte mit dem Schneefall, der Münchens Straßen in den bekanten Zustand versetzte. Und eines schönen Morgens war auf dem Marienplatz unmittelbar vor dem Rathause eine Hochalpenlandschaft von Gletschern und Schneebewegungen entstanden, die selbst Hopfenhubers standhaftes Herz erschütterte. Aber durch mußte er! Auf dem Gletscher jedoch glitt er aus und that einen schweren Fall; die Rettungsgesellschaft verbrachte ihn in seiner Wohnung ...

Ich verlebte trübe Stunden an Hopfenhubers Schmerzenslager — aber gerade in diesen dunkelsten Stunden seines Lebens kam von einer Seite, an die Niemand gedacht hatte, ganz unerwartet seine Rettung.

Die edlen Männer, welche die „Lehzeige“ eracht und die geniale Erfindung des Normalmenschen gemacht haben, wurden Hopfenhubers Erretter. Mein bescheidenes Verdienst dabei ist nur, daß ich unberühlig die hohe Bedeutung dieser Erfindung erkannt habe.

Ich wandte mich abermals an die Redaktion der „Schildwacht“ und schrieb ihr unter der Beifügung der Photographie Hopfenhubers, wenn das Original, dem es unmöglich zu sein scheint, irgend etwas zu werden, oder zu vollbringen, was geeignet sei, ihn der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen, wenn dieser Mensch, der es nicht einmal fertig bringen könne sein Bild in der „Schildwacht“ erscheinen zu sehen, nicht der Normalmensch sei, so gebe es einen solchen überhaupt nicht.

Betroffen über die schlagende Ridigkeit dieses Raisonnements, veröffentlichte nun endlich die „Schildwacht“ das Bild Hopfenhubers und seine Biographie unter dem Titel: „Der gewöhnliche oder Normalmensch.“

Aber — sollte man es glauben? Hopfenhuber war menschlich und freitüchtig geworden; er verfluchte die „Schildwacht“, weil sie eben durch die Veröffentlichung seines Bildes seine Eigenschaft als Normalmensch vernichtet und ihn somit in seinem Erwerbe als Sachverständiger in allen Fragen, bei denen es auf das Urtheil des Normalmenschen ankomme — einem Erwerbe, der ungemein einträglich zu werden verspreche — schmer geschädigt habe.

Es war ein sehr interessanter Prozeß. Die „Schildwacht“ veröffentlichte Bilder von dem Aeußeren des Gerichts-saales, dem Kläger und dem Angeklagten innerhalb und außerhalb des mit Recht so beliebten Familienkreises, den Richtern und den Schöffen (nebst Biographien und Genealogien), den Rechtsanwältin beider Parteien (nebst Bildern aus den Universitätsstädten, wo sie studirt hatten), den Sachverständigen und Zeugen, den Gerichtsdienern und Reportern u. s. w., u. s. w.

Hopfenhuber verlor den Prozeß. Der Gerichtshof verurtheilte zwar nicht, daß die „Schildwacht“ das Renome Hopfenhubers als Normalmensch einigermaßen geschädigt habe; aber, so hieß es in der Urtheilsbegründung weiter, er habe dies Renome wieder hergestellt, indem er durch Erhebung der Klage jene Empfindlichkeit gegen Aeußerungen der Presse und jene Sucht zu Beleidigungsklagen bekundet habe, die kennzeichnende Merkmale des deutschen Normalmenschen seien. Da nun unzweifelhaft die „Schildwacht“ den Anlaß zu dieser Klage gegeben und sie damit das von ihr unbestreitbar angegrichtete Unheil kompensirt, Hopfenhuber also einen erweislichen Schaden nicht erlitten habe, so sei, wie geschähen, zu erkennen gewesen.

Nach Zusammenstellung der Ergebnisse der Weinbau-Entwicklung von 1889 zählt man an der gesammten Mosel 6415 Hektar Weinbaufläche, wovon 567 nicht im Ertrage waren. Dem Regierungsbezirke Trier gehören davon an 394 Hektar — nicht im Ertrage 366 —, dem Regierungsbezirke Koblenz 2489 Hektar — nicht im Ertrage 200. Die höchste Zahl weist der Kreis Berncastel mit zusammen 1364 Hektar auf, danach folgt Trier Land mit 1260 Hektar. Trier Stadt besitzt 20 Hektar.

Das böse Klavierspiel.

Von Alex Tomski. Aus dem Russischen von W. Berg.

Gawriilo Gawrilowitsch Truschin war Chefredakteur des „Moskowski Telegraf“, sonst aber der gemüthlichste Mann, den man sich denken konnte. Er liebte die ganze Welt, und sich selbst am meisten; nur gegen einen empfand er besondere Antipathie: gegen das Klavierspiel, und vornehmlich verfolgte er mit glühendem Hass das Klavierspiel der Virtuofin Eusebia Prochoroff, was nicht gerade merkwürdig ist, wenn man bedenkt, daß Eusebia im benachbarten Hause Wand an Wand mit dem Redakteur wohnte.

Trotzdem war Eusebia ein ganz bedeutendes Talent, so daß es ganz selbstverständlich ist, daß der Musikreferent des „Moskowski Telegraf“, den alle Virtuosen und Virtuofinnen stets nur mit „Väterchen“ anreden, ich meine unseren Iwan Petrowitsch, sie ganz besonders in Schutz nahm, und er war auch auf Truschin nicht wenig ergrimmt, da dieser jedes auch nur halbwegs günstige Referat über die Konzerte Eusebia Prochoroffs unterdrückte, so daß ihr Name nur im Inzeratentheil des „Telegraf“ den Lesern der Zeitung porgeführt werden konnte.

Vielleicht dürfen wir auch, um gerecht zu sein, nicht unerwähnt lassen, daß Truschin gewissermaßen ein geborener Klavierfeind war. Wenn ein Regiment Kosaken mit bröhnender Blechmusik durch die Straßen zog, öffnete er wohlgefällig ein Fenster, aber nur keine Klaviermusik — nein, das konnte er nicht vertragen. Einmal brachte ihm der Gerichtsreferent einen Bericht von einem Einbruch in der Villa eines Bankiers. Die Verbrecher hatten da wie die Bandalen gehaust und unter anderem auch ein Klavier zertrümmert. Truschin konnte sich nicht enthalten, dem Bericht hinzuzufügen: „Wir wundern uns, daß die Richter in der Thatsahe der Klavier-Bernichtung keinen milderen Umstand erblickt haben.“

Eines Tages sah Truschin gemüthlich bei einem opulenten Frühstück und durchschlug die vom Korrektor gesandte, für denselben Tag bestimmte Abendzeitung, als er plötzlich kreideweiß wurde. Unter Rubrik „Rundnachrichten“ fand er folgendes:

„Das letzte Konzert der berühmten Klaviervirtuofin Eusebia Prochoroff hat denselben einen neuen Verehrer zugeführt, welcher sich bisher gegen die Anerkennung derselben heftig sträubte. Der reuige Beliehrte ist — der Chefredakteur dieses Blattes, Gawriilo Gawrilowitsch Truschin. Er hat an die Virtuofin folgendes Schreiben gerichtet: „Hochgeschätzte Künstlerin! Ihre wunderbare erhebenden Leistungen beim letzten Konzerte haben auf mich einen derartigen Eindruck gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank für den mir bereiteten Genuß auszusprechen. Meine Seele ist noch von den entzückenden Läutern und Trillern bewegt, welche Sie wie einen gnadenpendenden Regen über Ihre bezauberten Zuhörer ausschütteten. Genehmigen Sie die Versicherung meiner unbedingten Ergebenheit. Truschin.“

Zufällig, ganz zufällig, trat nach mehrmaligem vergeblichen Anklopfen Iwan Petrowitsch ein und fand, theils zu seinem Schrecken, theils zu seiner Befriedigung, Truschin ohnmächtig auf dem Sopha liegen. Rasch angelegte Belebungsversuche waren vom besten Erfolge begleitet.

Wie kommt dieses Zeug in das Blatt?“ fragte der noch immer blasse Redakteur mit drohender Miene. Iwan ergriff das Blatt und las anscheinend mit großer Zufriedenheit. „Ist es wirklich wahr? Nun, so tonke ich Ihnen im Namen meiner Freundin, Väterchen.“

„Donner — Mensch, bringen Sie mich nicht auf! Sind Sie der Verfasser dieser Notiz? Ja oder nein?“

„Er, wie Sie einem zu Leibe gehen, nun denn — ja.“

„Und wer hat sie dazu autorisirt?“ fragte der Chef mit möglichst ruhiger Stimme, obgleich er innerlich vor Wuth lochte. „Wissen Sie nicht, daß in diesem Augenblicke die ganze Auflage von 25,000 Exemplaren bereits gedruckt ist, oder wenigstens zum großen Theil?“

„Das weiß ich, aber gestehen Sie, Sie haben sich selten in Ihrem Leben so geärgert, Gawriilo Gawrilowitsch!“

„Iwan Petrowitsch —“

„Nun, nun, beruhigen Sie sich! Das Exemplar, welches Sie in der Hand halten, ist das einzige in seiner Art, welches ich extra für Sie drucken ließ, um mich für die Unterdrückung meiner Referate über meine theure Eusebia Prochoroff zu rächen. Ich sehe, es ist mir gelungen.“

„Man sagt, es wäre beinahe zu einem Duell zwischen den beiden Redakteuren gekommen, wenigstens soll Truschin darauf bestanden haben. Er wurde aber schließlich durch die Nachricht begünstigt, Eusebia Prochoroff sei nach einer anderen Strafe gezogen, er also von ihrer Nachbarschaft befreit.“

Die Todeskandidaten.

Humoreste von Fr. Goldnager.

Sie fahren in einem Coupé zweiter Klasse. — Warum nicht? — Es war ja der letzte Luxus, den sie sich gönnten.

Er zählte zwanzig Jahre, sie nicht ganz hiebzehn. Sie sahen sich gegenüber und betrachteten feindselig das Stück blühenden, in Licht getauchten Lohdes. So schön hatten sie sich Alles, so schön, grau in grau, ausgemalt. Der helle Sonnenschein paßte schlecht zu ihrer Stimmung. Sie ärgerten sich darüber, er weniger als sie.

Er sah auf die Uhr. — Es war eine Nideluhr, stark abgenüzt und zertrübt.

„Noch zehn Minuten!“

„Noch zehn Minuten!“ wiederholte sie. Er nidte ungeduldig, aber hinter der Ungebuld lauerte etwas wie Angst. Sie stand auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

Er ergriff sie und zog das Mädchen auf seine Knie.

Da lag sie an seiner Brust, an seinem Munde ...

Keines regte sich.

Es war ja das letzte Mal, daß sie sich so fest umschlungen hielten ...

Sie lauschten den raschen Schlägen ihrer Herzen, sie fühlten deutlich das eilige Hämmern der Pulse. Das taktmäßige Schlagen der Räder kullte sie ein. Wie unsinnig preßten sie die Lippen aufeinander ... lautlos ... und dachten eigentlich an nichts. Auch ihren Schmerz vergaßen sie, denn sie hatten die Augen geschlossen und sahen nicht das kummervolle Gesicht des Andern, dessen Anblick das eigene Leid näherte, besser — überfüllerte.

„Und der Kuß war so süß ... so heiß — er trug sie zu den Sternen ... zur Unsterblichkeit ...“

Plötzlich stieß er sie kräftig von sich, daß sie in den Sitz gegenüber flog.

Sie schrie auf und starrte zum Fenster.

Dort verschwand eben der Kopf des Kondukteurs mit dem struppigen, herabhängenden Schnurrbart. Er hatte beim Vorübergehen die Szene indistret mit angesehen.

„Der Kondukteur!“ sagte er gedämpft, seine Krastübung entschuldigend.

Da betamen sie einen heftigen Rud, daß sie mit den Köpfen aneinander prallten. Die getroffenen Schädelstellen reibend, mußerte sie ihren Gesichtsausdruck. — Er war sehr komisch. — Beide brachen in ein lautes Gelächter aus. — Warum auch nicht? — Er lagte mehr als sie.

Da piffte die Maschine, die Bremsen knirschten. Nach wenigen Sekunden stand der Zug.

Der Kondukteur mit dem struppigen herabhängenden Schnurrbart öffnete die Thüre und sah sie unerschämmt an. Sie wurden aber gar nicht verlegen. Ruhig bildeten sie in das frech lächelnde Gesicht dieses Menschen. Was sollten sie sich schämen? In einer Stunde ist Alles aus. —

Sie standen am Ziele.

Der Weg, den sie Hand in Hand zurückgelegt, war prachtvoll. Rechts und links tannengekröntes Felsgestein.

Dor ihnen gerischn eine tiefe Schlucht den Felsweg. Den Abgrund überbrückte ein weiterzerstrettes Brett. Tief unten schloß der Wildbach zu Thale.

Die Beiden sahen sich an und stützten sich in die Arme; ihre Leiber preßten sich aneinander. Beide weinten ... er weniger als sie ...

Endlich rissen sie sich los.

Wieder saßen sie sich an ... lange ... es war ja das letzte Mal.

Sie fühlten, daß sie sich noch etwas zu sagen hatten.

„Ich habe Dich sehr geliebt!“ sagte er sinnend.

„Du hast Sonnenschein in mein Leben getragen, Lenz und Liebe!“ Sie sagte das so rasch, etwa, wie man sich beieilt, eine bei Gericht eingeklagte Schuld zu bezahlen. — Dann fügte sie hinzu: „Gott verzeihe unserer Eltern, sie haben unser Leben zerstört.“ — Sie betrachtete ihren Geliebten.

Der sah empot in das flimmernde Blau; sein Auge verfolgte die glänzenden Wäntchen, die im Kether tanzten.

Er betet, dachte sie. Nach einer Weile fragte sie: — „Bist Du fertig?“

„Wer? — Ich? — Ja so, — freilich ...“ gab er zerstreut zur Antwort.

„Dann komm!“

„Tapsig ging sie voraus und hob den Fuß, das graue Holzbrett zu betreten. Da fühlte sie sich am Rode gefaßt und sagte zurückgegrert.

„Nun ja, mir ist vorhin, als ich hinauf und dann da hinunter sah, — oben Tag, unten Nacht — ein sehr gescheiter Gedanke gekommen. — Etwas, das uns die sechsredliche Stunde ersparen könnte.“

„Und?“ fragte sie athemlos.

„Weiterleben!“

„Aber!“ — sagte sie wieder.

Ihn überkam mit einem Male eine warme Beredsamkeit: „Sieh, eigentlich hatte mein Vater recht, als er mich einen Esel nannte. — Du hast nichts — und Du hast doch nichts?! — und ich bin ein armer Teufel, der nichts ist und gerade zu viel zum Verhungern hat ... Man sagt, die Zeit heile alle Wunden ... alle ... diese Wunden wird sie heilen ... er tippte sich und ipe auf die Stelle, wo nach seiner Meinung das Herz lag, — aber die Wunden, die wir da unten empfangen würden, heißt sie gewiß nicht. Weshalb wollen wir gescheiter sein, als ein durch's Jahrtausende — er sprach hier mit edlem Schwung — erprobter Wahrbruch?“

„Ich will's nicht sein!“ sagte er ebenso bescheiden als nachdrücklich hinzu. — „Du?“ — Er sah sie imponierend an.

Ganz verächtlich flüsterte sie: „Ach auch nicht!“

Dann schwiegen sie; sie mußten sich erst an den Gedanken, — weiterzuleben, — gewöhnen.

Wieder sahen sie hinab. Unten auf dem feuchten Gestein, das halberfaultes Laub bedeckte, hüpfte ein Frosch seine Morgenpromenade auf und nieder. Er freute sich der spärlichen Blüten, die von oben herabstanzten. Da ... patsch! ... fiel er ins Wasser; er war fehlerlos sprungen. Wirbelnd riß ihn der Wildbach mit sich fort ...

„Unser Loos!“ philosophirte der beobachtende Kandidat.

„Entscheid!“ sekundirte die Kandidatin.

Sie lehrten dem Abgrund den Rücken. Vor ihnen dehnte sich der Weg, den sie gekommen.

„Wie schön ist die Welt!“ rief er bewundernd und breitete die Arme aus. Dann sah er sie an und sagte: „Lassen wir es!“

Sie sprach nicht, sondern umarmte ihn ...

Sie meinte, ... er lächelte ...

Plötzlich schrie sie auf: „Die Briefe! Die sind abgeschickt!“

„O nein!“ lächelte er, „hier sind sie.“ Er zog zwei Briefe aus der Brusttasche, die an ihre Eltern adressirt waren.

„Gott sei Dank!“ Sie jauchzte der Sonne zu.

Er riß sie in Stücke und warf sie in den Abgrund.

Sie reichte ihm die Hand: „Gereitet!“ — Lächelnd bot sie ihm den Mund.

Das war ihr Dank für ihren Lebensretter.

„Ich habe noch dreißigachtzig Anreger“, sagte er, seine Paarstafel zählend, „das reicht gerade für die Rückfahrt dritter Klasse. — In zwei Stunden geht der Zug.“

Hand in Hand gingen sie den sonnenbeglänzten Weg, sorgfältig jedem Würmchen ausweichend. — In solcher Stimmung tödtet man nicht, was da treucht.

Diese Stunde, die sie in's Leben zurückführte, war ihres Daseins glückliche. —

Es ist etwas Schönes um die Jugend! nicht immer ist man so jung ... so jung ...

Ein gutes Geschäft hat ein Eigenthümer in Spandau, der Döschhändler Reich, gemacht, der ein altes baufälliges Haus in der Altstadt gekauft hatte und es abreißen ließ, um einen Neubau aufzuführen. Bei der Aushebung des Bodens wurden 63 Zweithalerstücke gefunden, die einen bedeutenden Alterthumsverth haben. Die Geldstücke stimmen meist aus dem 16. Jahrhundert; sie gehörten, außer der Markt Brandenburg, verschiedenen deutschen Kleinststaaten an; auch befinden sich bischöfliche Prägungen darunter. Etwa zwei Drittel der Münzen haben über 1000 Mark im Verkauf gebracht; ein einziges Geldstück wurde für 200 Mark an einen Sammler in Brandenburg verkauft. Mit dem Rest der Münzen hofft der Schatzgräber noch 500 Mark einzunehmen.

Ausgewiesen. Die Ausweisung von Pastor Carl Knippenberg aus Hamburg hat unter den Lutheranern in St. Louis große Aufregung hervorgerufen. Knippenberg, der jetzt 29 Jahre alt ist, wurde vor fünf Jahren in St. Louis als Geistlicher der evangelisch-lutherischen Synode ordiniert, ging dann nach Nite in Preußen und wurde von dort als Missionär nach Hamburg geschickt, um dort hauptsächlich unter den Auswanderern zu wirken. Die lutherische Geistlichkeit in St. Louis betrachtet die Ausweisung als einen Schlag gegen die streng orthodoxe lutherische Richtung. Die Leiter der Missouri-Synode haben sich sofort durch den Präsidenten Pieper mit Consul Dieblich, einem früheren lutherischen Professor am Concordia College in Fort Wayne, Ind., in Verbindung gesetzt, damit dieser von Hamburg aus Schritte bei der amerikanischen Botschaft einleite. Knippenberg's Eltern wohnen in St. Charles, Mo. Die Familie ist in St. Louis sehr angesehen. Ein Mitglied derselben hat einen verantwortlichen Posten bei der Anheuser-Busch-Brauerei und die Brüder des alten Knippenberg stehen an der Spitze der Groß-Materialwaarenhandlung Knippenberg & Co.